

MAXIM GORKIJ

(Zur Sendung des Dramas „Jegor Bulitschow“ am Sonntag, 20.20 Uhr, Sender 1)

Maxim Gorkij (Alexej -Maximowitsch Peschkow), der große russische Schriftsteller, Erbe der besten Traditionen der russischen klassischen Literatur des 19. Jahrhunderts, ist der Schöpfer des sozialistischen Realismus und der Begründer der jungen sowjetischen Literatur.

Als Sohn eines Tischlers in der alten Wolgastadt Nischnij Nowgorod (jetzt Gorkij) geboren, wurde er in früher Kindheit Waise und war vom zehnten Lebensjahr an genötigt, unter „fremde Menschen“ zu gehen.

Im Jahre 1892 veröffentlichte Gorkij — der damals noch unbekannt Arbeiter der Eisenbahnwerkstätten — in der Tifliser Zeitung „Kaukasus“ seine erste Erzählung „Makar Tschudra“. Im Jahre 1898 erschienen zwei Bände Erzählungen, die seinen Namen bekannt machen.

In den neunziger Jahren schreibt Gorkij einen Zyklus von Erzählungen über Lumpen-Proletarier, vom Leben über Bord gespülte Menschen die sich trotzdem unter ihren Lumpen jenes Gefühl der Freiheit und jene echte Menschlichkeit bewahrt haben, die in der gewinnsüchtigen „Kopeken“-Atmosphäre der Kleinbürger-Gesellschaft verloren ging. Die gleichen Fragen behandelt er auch in seinem ersten Roman „Foma Gordejew“ (1899).

Zu Beginn der neunziger Jahre kommt Maxim Gorkij auf Veranlassung Anton Tschechows mit den Leitern des Moskauer Künstler-Theaters Konstantin Stanislawskij und Wladimir Nemirowitsch-Dantschenko zusammen und schreibt die Schauspiele „Kleinbürger“ und „Nachtasyl“, wovon das zweite mit glänzendem Erfolg über viele europäische Bühnen ging und den Grund zur internationalen Berühmtheit seines Verfassers legte.

Vergeblich versuchte die zaristische Regierung durch Verhaftung und Verschickung Gorkijs Tätigkeit zu beschränken. In den Augen der gesamten russischen Gesellschaft war er bereits der Herold der nahenden Revolution. Er tritt in enge Fühlung mit den Bolschewiki und nimmt an der Revolution des Jahres 1905 teil. Im Jahre 1906 ging er ins Ausland, nach Westeuropa und Amerika.

Die Veröffentlichung des Romans „Die Mutter“ und seine offene Stellungnahme gegen den Zarismus führte zur gerichtlichen Verfolgung des Schriftstellers und schnitt ihm den Weg zur Rückkehr ins Vaterland ab. Bis zum Jahre 1913 war Maxim Gorkij gezwungen, sich im Ausland — meist in Italien auf der Insel Capri — aufzuhalten. In diesen Jahren festigte sich die enge Freundschaft zwischen Maxim Gorkij und Wladimir Iljitsch Lenin. In dem Zeitraum zwischen den Revolutionen von 1905 und 1917 schuf der Schriftsteller „Das Leben des Matwej Koshemjakin“ (1910), die beiden ersten Teile der autobiographischen Triologie „Kindheit“ (1913) und „Unter fremden Menschen“ (1916), die erst nach der Oktober-Revolution durch das Buch „Meine Universitäten“ (1923) abgeschlossen wurde.

Diese eigentümlichen memoiren- und chronikartigen Werke entwickeln vor dem Leser eine Reihe von Szenen und Gestalten, die mit außerordentlich plastischer Meisterschaft dargestellt und durch das Thema des Volkes, des russischen Volkslebens, miteinander verbunden sind.

Mit der Oktober-Revolution beginnt

in Gorkijs Schaffen eine neue Epoche. Sie ist gekennzeichnet durch das Suchen nach einer Synthese, die im gewissen Sinne den gesamten schöpferischen Weg des Schriftstellers umfaßt. Seine Epöen „Das Werk der Artamonow“ (1925) und der vierbändige Roman „Das Leben des Klim Samgin“ (1927 bis 1936) schildern den verwickelten und dramatischen Prozeß des Aufstiegs und des Verfalls des alten bürgerlichen Rußland, der zur Bildung des ersten sozialistischen Staates führte. Maxim Gorkij tritt als Anreger und Organisator vieler kultureller Unternehmungen hervor. Er wird der strenge, aber auch für-

sorgliche Erzieher und Lehrer der jungen sowjetischen Schriftsteller. Sein Tod war, wie einer der führenden Männer der Sowjetunion sagte, der größte Verlust seit Lenins Tod, den das Volk der Sowjetunion traf.

Das dreiaktige Drama „Jegor Bulitschow“, das die Ravag anlässlich des Geburtstages Gorkijs (28. März 1868) sendet, spielt gegen Ende des ersten Weltkrieges. Es schildert das Bürgertum im zaristischen Rußland und stellt in Jegor Bulitschow einen prachtvollen, einfachen Menschen in den Mittelpunkt der Handlung, der angesichts seines nahen Todes die Lügenhaftigkeit, Hohlheit und Selbstsucht seiner Umwelt zu durchschauen beginnt. In seiner unehelichen Tochter findet er die Erbin seiner neuen Ideen und weiß sterbend, daß sie die von ihm geahnte neue, bessere Gesellschaftsordnung erkämpfen wird.

DIE ERSTE SCHWALBE



Afrika ist schön, aber Dornbach ist noch schöner. Und so ist die Schwalbe, die eine Wiener Schwalbe sein mußte, einige Tage vor Mariä Verkündigung zurückgekehrt.

Sie war ganz plötzlich oben am Himmel zu sehen. So, als ob sie gar nicht von irgendwoher herangeflogen wäre, sondern eben auf dem Himmelsblau erschaffen wurde! Sicher: als Gott die Welt formte und nichts da war als Erde, Sonne, Luft und Meere, hat er die Schwalben und die Veilchen aus dem Himmel gegriffen. Es liegt auch noch etwas vom heiligen Schimmer auf den Flügeln der Schwalbe, wie im blauen Licht der Veilchen etwas von der Reinheit einer ganz neuen, unberührten Natur zu schauen ist.

Die erste Schwalbe segelte jetzt durch die winkligen Altwiener Gassen und war gar nicht wegemüde. Obwohl sie doch einige Schnellzugstage weit gereist war, von Schwalbensommer zu Schwalbensommer. Sie ist eben eine ganz einzigartige Maschine. Ein herrliches, nie versagendes Flugzeug. Und doch ist der Gleichtakt seines Motors nur eine Kraft, kaum so stark wie der Pulsschlag eines Babys, der an die rosige Haut pickt.

Aber halt: „Eine nie versagende Kraft...“ Es ist schon lange her, daß ich eine Schwalbe, windverweht, kalt und regennaß, in einem Mauerwinkel gefunden habe. Sie hat sich schicksalsergeben anpacken lassen, und ich hab' sie an die Brust gelegt — ganz, ganz behutsam — und bin im Laufschrift nach Hause.

„Eine Schwalbe, eine Schwalbe!“ Mit dem Hauch habe ich sie abgetrocknet, kein Tüchlein war zu weich. Und dann wurde sie ins Bett gelegt und sie ist wie ein Kind auf der Seite ruhig liegen geblieben. Hat die Augen geschlossen und nicht wieder aufgetan.

Ich kenne viele Enttäuschungen, aber die von damals, es sind mehr als fünfzig Jahre her, gehört mit zu den größten. Wie denn? In den Schulbüchern steht doch geschrieben, daß man kranke Vögel nach Hause nimmt und pflegt, und sie werden gesund. In einer Schulbuchgeschichte stirbt niemals solch ein Pflegling. An einem warmen Tag öffnet man das Fenster, sagt zu seinem Schützling: „Also, Servus, du —“ und dann im Stillen „— und

mal wieder!“ und dann läßt man den Vogel frei. Der setzt sich auf den nächsten Ast, freut sich sichtbar und fliegt davon. Und hier lag die Schwalbe im Bett und war tot.

Da stimmt etwas in der Weltordnung nicht oder das Schulbuch hat gelogen. Und die Tage haben mir durch den Regen düster entgegengelauert.

Über die engen Gassen unserer Vorstadt, an den Wienerwaldbergen und über den Weingärten zwitschert wieder der feine Schwalbengesang; diese zerbröselten Liederchen, die auf die Erde gestreut werden, weiß Gott, zu welchem großen Nutzen.

Der Zwitschergesang wird immer dichter und dichter werden, weil heute und morgen und in den nächsten Tagen immer mehr Schwalben kommen werden. Denn irgendwie und irgendwo hängt auch für sie ein Abreißkalender mit dem Datum von Mariä Verkündigung, das sie kommen heißt. Laßt uns also die Daupen halten und die Wetternot beschwören, auf daß es endlich Frühling werde. Nicht so sehr für uns, als für die Wiener Schwalben.

Von Arthur Anders

Vorfrühling

Von J. Vinzenz

Als ich noch in die Schule ging, da gab es beständigere Winter — doch das ist schon lange her. Nicht selten stapften wir oft zu Allerseelen durch den Schnee zum Friedhof. Näherte sich aber der Februar dem Ende, dann kam über Nacht der „Lahnwind“ und fraß Eis und Schnee. Auf den Bergwiesen wurden die dunklen Flecke täglich größer, und an den Hängen herab rieselten die Frühjahrgewässer.

Uns Kinder überkam um diese Zeit eine eigene Unrast. Wir liefen hinaus ins Freie, den Frühling zu suchen. Am Bachrand stäubten wohl schon einige Haselnußstauden, fanden wir die schüchternen Blüten des Huf-lattichs oder eine voreilige Primel, doch in den Mulden hielt sich noch hartnäckig der verharschte Schnee. Eine erste Lerche versuchte sich im Trillern, und zwischen den welken Gräsbüscheln auf den Wiesen quoll

Bei einbrechender Dunkelheit liefen wir mit nassen Füßen ins Dorf zurück. Dann standen die knorrigen Obstbäume im gelben Abendlicht, und die Amseln riefen dem abziehenden Tag ihre Grüße nach.

Diese Zeit hieß: „in der Fast'n“. Die Tage wurden länger, wärmer und auf den Äckern und in den Weingärten begann die Arbeit. Uns Kindern stand die Welt wieder offen, alle Spiele, die Winters über ruhten, traten in ihre Rechte. „Bua, hast Kugeln?“ erscholl der Ruf in den kleinen Gassen. Es gab zahme Kugelspiele, zum Beispiel das „Anmäuerln“. Man konnte es einen ganzen Nachmittag betreiben, ohne dabei viel zu verlieren. Das sogenannte „Einigtsch'n“ aber ähnelte schon dem Hasard. Da ging es gleich um zehn oder noch mehr Kugeln, bloß bei einem Spiel. Da war einer unter uns, der machte es seinem Vater nach. Dieser verspielte im Wirtshaus Roß und Wagen, der Junge aber nicht nur seine Kugeln, sondern auch Bleistifte, Federstiele, ja sogar den „Kleinen Katechismus“.

Die ersten Veilchen lockten. Die schönsten und wohlriechendsten wuchsen „auf der G'stett'n“ unter den dornigen Schlehdornen, weil hier die meiste Sonne war. Mein Freund Seppel verkaufte sie an die Städter, die jetzt täglich ins Dorf kamen, um Sommerwohnungen zu suchen. Damit sie ihm allein blieben, hat' er die „G'stett'n“ zu einem verrufenen Ort gemacht. Er erzählte den anderen Kindern, dort wäre ein Geist der jeden Veilchensucher an den Füßen packe und unter die Erde ziehe. Man brauche sich bloß der „G'stett'n“ zu nähern, so höre man ihn schon brausen. Wenn die Kinder zaghaft bei dem Ort ankamen, so hörten sie wirklich ein starkes Brausen, das aus der Erde herauszukommen schien, und liefen eilends davon. Das Geräusch kam aus einer nahen Brunnstube, wo das Schneewasser brodelte.

Wir machten jetzt die ersten Versuche mit dem „Bloßfüßiggehn“. Tagsüber, wenn die Sonne schien, war es ja auszuhalten. Wenn es jedoch abends kühl vom Berg herabblies, wurde die Sache ungemütlich. Heimgehen wollte keiner, und so setzten wir uns in den Strahlenbereich der einzigen Petroleumlampe in der Gasse, in der Annahme, daß es da wärmer wäre. Freund Seppel erzählte jetzt Geister- und Räubergeschichten, bis der Nachtwächter kam und uns fortjagte.

Die Bäume schlügen aus und die Finken begannen gleichfalls zu schlagen. Da ging ich mit dem Vetter Haselmaier die Vögel belauschen. Wir strichen im Walde herum und horchten auf die Finkenschläge. Es war eine goldene Zeit...

Zwischen damals und heute stehen fast sieben Jahrzehnte. Und nun ist wieder Vorfrühling und Fastenzeit. Wenn die Haare weiß und die Augen trübe werden, dann hält der Mensch manchmal Rückschau in die Kinderzeit, die Zeit der Kugeln, der Veilchen und des Herumstreichens in der goldenen Freiheit. Alles ist wieder da so wie damals — und doch ist alles ganz anders.

